Gedenkrede zum Volkstrauertag am 15.11.2026
Switlana Eitelbach (Ukrainischer Kultur- und Integrationsverein Emsdetten)

Sehr geehrter Herr Bürgermeister,
liebe Schülerinnen und Schüler,
sehr geehrte Damen und Herren,

am heutigen Volkstrauertag gedenken wir der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft weltweit. Wir erinnern an die Menschen, die ihr Leben verloren haben, an diejenigen, die verfolgt, vertrieben und ihrer Freiheit beraubt wurden, und an all jene, deren Leben durch Krieg und Gewalt für immer verändert wurde.
Dieser Tag mahnt uns zur Versöhnung, zur Völkerverständigung und zur Bewahrung des Friedens. Er erinnert uns daran, dass Frieden keine Selbstverständlichkeit ist.

Ich möchte heute mit einer persönlichen Erinnerung beginnen.
Ich erinnere mich noch gut daran, welche Bedeutung die Worte „Krieg und Frieden“ für mich hatten, als ich noch ein Kind war.
Ich bin im Ländervierеck im Westen der Ukraine geboren und aufgewachsen. Bis zu meinem 13. Lebensjahr, also bis 1991 gehörte die Ukraine zur Sowjetunion. Ich wohnte nur fünf Kilometer von der ungarischen Grenze entfernt. Obwohl Ungarn ebenfalls zum sowjetischen Machtblock gehörte, wusste ich schon als Kind, dass es kaum möglich war Verwandte dort zu besuchen.
Seit dem Ungarischen Volksaufstand von 1956 waren zahlreiche Soldaten in der Stadt und an der Grenze stationiert. Dort, am Gelände des Grenzschutzes über die Grenze hinweg, erstreckte sich ein großer sowjetisch-ungarischer Apfelgarte. Im Herbst bekamen wir manchmal ganze Kisten mit Äpfeln aus diesem Garten. Sie waren riesig und schmeckten hervorragend. Bis heute sind mir diese Äpfel in Erinnerung geblieben.

Bei immer wiederkehrenden Truppenübungen rollten lange mit Panzern beladene Züge am Bahnübergang, nahe des Elternhauses vorbei. Die Kolonne schien kein Ende zu nehmen. Ich zählte, wie viele Kinder es tun, die Waggons – vierzig, fünfzig und manchmal noch mehr. Ich erinnere mich an das Gefühl, das mich dabei beschlich: Angst.

Mein Großvater väterlicherseits erzählte mir manchmal vom Zweiten Weltkrieg. Nicht viel. Es waren schmerzhafte Erinnerungen.
Er kämpfte in der Roten Armee. Bei Königsberg wurde er verwundet. Im Sommer 1945 wurde er mit den Truppen nach Mandschurei verlegt, um dort gegen Japan zu kämpfen. Zum Dank, kaum aus Japan zurückgekehrt, wurde mein Großvater auf Stalins Befehl, wie auch meine Großmutter mit ihrem Baby nach Sibirien deportiert. Wie Hunderttausende andere Menschen, wurden sie aufgrund ihrer Herkunft und Volkszugehörigkeit verfolgt.
Erst nach Stalins Tod durften meine Großeltern nach zehn Jahren der Deportation, in die Ukraine, ihre Heimat zurückkehren. Viele andere Familien, wie zum Beispiel, die Krimtataren, hatten dieses Glück nicht. Und viele Menschen haben Stalins Herrschaft nicht überlebt.

Als mein Großvater Ende der 1980er-Jahre starb, wurde er mit den Ehren eines sowjetischen Kriegsveteranen beigesetzt. Dazu gehörte ein roter Stern auf dem Grab angebracht. Meine Großmutter widersprach nicht, Widerspruch war auch in den 80er Jahren in der Sowjetunion nicht angesagt. Zwei Wochen später ersetzte sie den Stern einfach durch ein Kreuz.

Wie schmerzhaft ein Krieg ist, habe ich als Kind auch an den verzweifelten Tränen einer Arbeitskollegin meiner Mutter gesehen. Ihr gerade einmal 18-jähriger Sohn war kurz nach seiner Einberufung zum Wehrdienst von der Sowjetunion in den Krieg nach Afghanistan geschickt worden.

Trotz dieser Erfahrungen schien mir ein Krieg zu Hause nicht denkbar.
Schon in der Grundschule wurde viel über Frieden gesprochen. In meinen Schulbüchern bewunderte ich die Bilder eines strahlend lächelnden amerikanischen Mädchens: Samantha Smith.
Sie hatte einen Brief an den sowjetischen Parteichef Juri Andropow geschrieben. Darin fragte sie ihn, ob er einen Atomkrieg wolle und, falls nicht, was er zu tun gedenke, um einen solchen Krieg zu verhindern.

Das Mädchen wurde gemeinsam mit seinen Eltern nach Moskau eingeladen und als kleine Botschafterin des Friedens gefeiert. Natürlich wusste die sowjetische Propaganda diesen Besuch für ihre eigenen Zwecke zu nutzen. Dennoch waren die Veränderungen immer mehr spürbar.

Im August 1989, drei Monate vor dem Mauerfall in Berlin durfte ich mit einer Schülergruppe in die Tschechoslowakei reisen. Und zwei Jahre später war eine ganz andere Zeit angebrochen. Die Ukraine erlangte im August 1991 die Unabhängigkeit. Wir lebten in einem freien Land. Wir begannen, die Vergangenheit aufzuarbeiten, und blickten voller Hoffnung in die Zukunft.

Ich war damals überzeugt, dass die Menschen spätestens aus dem unermesslichen Leid des Zweiten Weltkriegs gelernt haben müssten.
Ich dachte: Es kann keine Kriege mehr geben. Wir sind klüger geworden. Wir brauchen keine Waffen und keine Armeen mehr, denn alle Menschen wollen doch Frieden.
Ich habe mich geirrt.
Und ich muss leider zugeben: Als später erneut erschütternde Nachrichten über kriegerische Auseinandersetzungen und Terroropfer aus weit entfernten Ländern kamen, dachte ich manchmal, dass die Menschen dort offenbar nicht verstanden hätten, dass Gewalt niemals eine Lösung sein kann.
Erst wenn man selbst betroffen ist, bekommt das Unvorstellbare eine ganz andere Dimension.

Seit 2012 gab es immer wieder öffentliche Forderungen der russischen Machtvertretern zur Umsiedlung von Teilen der ukrainischen Bevölkerung in sogenannte strukturschwache Gebiete im Fernen Osten Russlands. Für einen Menschen mit normalem Alltagsverständnis klangen solche Vorstellungen zunächst

vollkommen absurd. Und dennoch weckten sie Bilder historischer Massenvertreibungen – insbesondere der Deportationen während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Schon zwei Jahre später fingen sie an diese Absichten auszuführen.

Der Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels Serhij Schadan schreibt: „Krieg verändert unser Gedächtnis, indem er es mit allzu schmerzhaften Erinnerungen, allzu tiefen Traumata und allzu bitteren Gesprächen füllt. Du wirst diese Erinnerungen nicht mehr loswerden können, es wird dir nicht gelingen, die Vergangenheit ungeschehen zu machen. Sie wird von nun an ein Teil deiner selbst sein."

Und ja, man spürt diese Ohnmacht. Man spürt einen tiefen, stumpfen Verlustschmerz. Zwei meiner Großcousins sind in diesem seit mehr als vier Jahren andauernden Krieg in der Ukraine gefallen.
Es gibt sehr viele Menschen, die ihr Zuhause und ihre nächsten Angehörigen verloren haben.
Nur etwa zwei Flugstunden von hier entfernt fallen täglich tonnenschwere Bomben auf Schulen und Krankenhäuser. Ballistische Raketen treffen gezielt Wärmekraftwerke und Wohnhäuser. Einzelne Menschen – Fußgänger, Gemüsehändler, Schulkinder und Menschen in zivilen Autos – werden mit Sprengstoff bestückten Drohnen angegriffen und gejagt. Solche Angriffe, die teilweise als „Human Safari" oder „Drohnen-Safari" bezeichnet werden, werden mitunter gefilmt und im Internet veröffentlicht.
Mehrere Orte unter russischer Besatzung wurden nach der katastrophalen Sprengung des Staudamms zunächst überflutet, anschließend vermint und von der Außenwelt abgeschnitten. Seit langer Zeit gibt es dort weder Strom noch eine Versorgung mit Lebensmitteln.

Manchmal höre ich die Frage: Wenn man im Fernsehen Menschen in ukrainischen Cafés sieht, die lachen, feiern und ihren Alltag leben – kann es dann wirklich so schlimm sein?
Das ist eine berechtigte Frage. Ich habe sie Iryna aus dem ukrainischen Verein gestellt.
Ich möchte ihre Antwort mit Ihnen teilen:

„Es gibt Momente, an die man sich ehrlich gesagt nicht erinnern möchte. Die Situation, als unser Zuhause durchsucht wurde, zum Beispiel.
Wir wussten, dass die Russen in die Häuser kommen und in erster Linie nach Waffen und Soldaten suchen. Das machte uns zunächst nicht besonders viel Angst, denn wir hatten nichts. Außerdem dachten wir, dass sie Menschen wie wir sind und friedlich vorgehen würden.
Aber wir täuschten uns.
Sie befahlen uns, in den Keller zu gehen und dort zu warten. Einige Soldaten begleiteten uns. Und als mir eine Kalaschnikow vorgehalten wurde, dachte ich plötzlich: Das war es. Das ist das Ende.

In diesem Moment erschien mir alles so ungerecht. Oh Mann, dachte ich, die Wohnung ist noch nicht einmal fertig renoviert, und ich habe es immer noch nicht geschafft, Urlaub in den Karpaten zu machen.
Am stärksten ist mir aber in Erinnerung geblieben, wie meine Kinder mich ansahen. So verwirrt. Es tat unendlich weh, dass sie noch so klein waren und noch so viel im Leben vor sich hatten.
Die Soldaten amüsierten sich, verspotteten uns. Mit ihren Kalaschnikows fühlten sie sich allmächtig.
Als sie alles mitgenommen hatten, was sie wollten, und wieder gegangen waren, verspürte ich plötzlich einen so starken Lebenswillen wie noch nie zuvor.
Ja, zunächst hatten wir Angst. Einen Tag, eine Woche, einen Monat. Doch dann wuchs in uns ein immer stärkerer Wunsch: Wir wollten leben.
Wir hatten diesen schmalen Grat zwischen Leben und Tod gesehen und wollten das Leben nie wieder auf später verschieben.
Wir träumten von Freiheit und dachten dabei jede Minute an den Tod.
Meine Schwester brachte im Sommer 2022 ein Kind zur Welt. Während sie noch aus der Narkose erwachte, saß ich bei ihrem neugeborenen Sohn und weinte.
Es war zehn Uhr abends. Draußen flogen Kampfjets, und man spürte das starke Vibrieren, das durch die Abschüsse der russischen Mehrfachraketenwerfer vom Typ „Grad“ verursacht wurde.

Ich weinte nicht aus Angst, sondern aus Verzweiflung.
Und nun? Was hat dieses kleine Mäuschen, das gerade einmal eine halbe Stunde alt ist, ihnen getan? Wessen sind wir schuldig?
In diesem Moment wollte ich diesem kleinen Kind die ganze schöne Welt zeigen. Ich wollte es in den Arm nehmen und ihm jeden Tag sagen, wie lieb ich es habe.
Und genau das tue ich seitdem jeden Tag. Ich sage meinen Kindern, wie sehr ich sie liebe.
Auch während der Besatzung haben wir gefeiert: Geburtstage, Ostern, die Hochzeit meiner Schwester. Natürlich unter anderen Umständen, anders als früher.
Nach einer Lebenserfahrung, die einen Menschen zerbrechen kann, haben wir das Wichtigste bewahrt: unsere Liebe, unsere Werte und unseren Lebenswillen.“

Die ukrainische Schriftstellerin Lina Kostenko, die den Zweiten Weltkrieg selbst erlebt hat und heute, mit 96 Jahren, in Kyjiw lebt, schrieb in einem Roman:

„Denn wer wie ich im Krieg so viel durchlitten hat, für den hat das Leben einen unschätzbar hohen Wert bekommen.“
Vielleicht ist das eine der wichtigsten Erkenntnisse, die wir aus diesen persönlichen Schicksalen mitnehmen können: Wer erlebt hat, wie zerbrechlich das Leben ist, weiß seinen Wert umso mehr zu schätzen.

Ich persönlich habe keinen Krieg erlebt. Mir wurde immer erzählt, dass unsere Gegend von den Kriegshandlungen der Weltkriege nicht betroffen gewesen sei. Die grausamen Verbrechen, so dachte ich, hätten weit entfernt von meinem Heimatort stattgefunden.

Vor einigen Jahren erfuhr ich jedoch, dass von genau jenem Bahnhof, von dem in meiner Kindheit die sowjetischen Militärzüge zu Truppenübungen fuhren, im Mai 1944 vier Züge mit mehr als 11.000 Menschen abgefahren waren.
Es waren Todeszüge nach Auschwitz.
In einem dieser Züge befand sich mit seiner Familie ein Junge namens Hugo Gryn. Er hatte das Glück, den Krieg zu überleben.
Später beschrieb er meine Heimatstadt – eine Stadt, die ich bis dahin so nicht kannte, obwohl ich dort aufgewachsen war.
Er schrieb:
„Ich bin mir jetzt bewusst, dass ich in keiner der drei großen schönen Kirchen der Stadt war. Und wahrscheinlich hat keiner der Christen jemals einen Fuß in eine unserer Synagogen gesetzt. Und als es ernst wurde, kenne ich kein Beispiel dafür, dass jemand eines anderen Glaubens einen Juden gerettet oder versteckt hat."
Hugo Gryn war ein britischer Rundfunksprecher und eine der bedeutenden Stimmen für Völkerverständigung und den interreligiösen Dialog.
Diese Worte lassen mich nicht los.
Sie erinnern uns daran, dass Ausgrenzung und Gleichgültigkeit nicht erst mit den Verbrechen beginnen. Oft beginnt alles viel früher: mit Vorurteilen, mit Schweigen, mit dem Wegsehen. Mit der Vorstellung, das Leid anderer gehe uns nichts an.
Und genau deshalb dürfen wir nicht schweigen.
Mit Sorge müssen wir beobachten, wie rechtspopulistische und nationalistische Kräfte in Europa an Einfluss gewinnen. Die durch Kriege ausgelösten Ängste, die wirtschaftlichen Folgen und die gesellschaftlichen Verunsicherungen können dafür einen Nährboden bilden.
Wo Menschenwürde infrage gestellt, Minderheiten ausgegrenzt und demokratische Werte angegriffen werden, dürfen wir nicht schweigen.
Die Geschichte mahnt uns: Frieden, Freiheit, Demokratie und Sicherheit sind keine Selbstverständlichkeiten. Sie müssen jeden Tag aufs Neue geschützt und verteidigt werden.
Ich bin eine überzeugte Europäerin.
Aus einem Kontinent, der über Jahrhunderte von Kriegen, Feindschaft und tiefen Gräben geprägt war, ist ein Raum der Zusammenarbeit, der Verständigung und des gemeinsamen Friedens entstanden.
Europa ist nicht perfekt. Aber es steht für eine entscheidende Erkenntnis: Wir können unsere Zukunft nicht gegeneinander, sondern nur miteinander gestalten.
Verständigung kann stärker sein als Hass. Und Zusammenarbeit kann dort Hoffnung schaffen, wo früher Feindschaft herrschte.
Der Volkstrauertag ist deshalb nicht nur ein Tag des Rückblicks. Er ist auch ein Tag der Verantwortung für die Gegenwart und die Zukunft.
Er erinnert uns daran, dass hinter jeder Zahl ein Mensch steht. Hinter jedem Kriegsopfer eine Familie, eine Geschichte, ein unerfüllter Traum. Und dass wir niemals zulassen dürfen, dass Menschenleben zu bloßen Zahlen werden.

Vielleicht können wir nicht jeden Krieg verhindern. Aber wir können jeden Tag dazu beitragen, dass Hass, Ausgrenzung und Gleichgültigkeit keinen Platz in unserer Gesellschaft finden.
Wir können zuhören, hinschauen, widersprechen und füreinander einstehen.

Wir können uns dafür einsetzen, dass unsere Kinder in einer Welt aufwachsen, in der sie keine Angst vor Militärzügen, Bomben und Deportationen haben müssen.
Und wir können dafür sorgen, dass die Erinnerung an die Opfer nicht nur eine Erinnerung an das Leid bleibt, sondern zu einer Verpflichtung wird: für Menschlichkeit, für Freiheit und für Frieden.
Lassen Sie uns deshalb nicht nur der Toten gedenken. Lassen Sie uns auch für die Lebenden Verantwortung übernehmen.

Denn Frieden beginnt nicht erst in den Parlamenten und auf internationalen Konferenzen. Frieden beginnt in unserem Denken, in unserer Sprache und in unserem täglichen Umgang miteinander.
Nie wieder Krieg. Nie wieder Gewaltherrschaft. Nie wieder Ausgrenzung und Menschenverachtung.
Das muss unsere gemeinsame Verpflichtung sein.
Vielen Dank.